

## „Männersache(n) – Frauensache(n): Sammeln und Geschlecht“

Tagung im Rheinischen Industriemuseum Oberhausen am 16. November 2006

Claudia Wagner

Der Frage nachzugehen, ob und auf welche Weise die Kategorie Geschlecht den Sammlungsstrategien privater und institutioneller Sammlungen zugrunde liegt, war das Anliegen der Tagung „Männersache(n) – Frauensache(n): Sammeln und Geschlecht“, zu der das Dezernat für Kultur und Umwelt und das Gleichstellungsamt des Landschaftsverbandes Rheinland (LVR) im November 2006 in die Zentrale des Rheinischen Industriemuseums nach Oberhausen einluden. Von der Überlegung ausgehend, dass Sammlungen Frauen und Männer bei der Identitätsbildung und Weltaneignung unterstützen, Handeln legitimieren und Herrschaftsansprüche untermauern können, war der Vormittag mit der Sektion „Sammlerpersönlichkeiten“ möglichen Unterschieden zwischen männlicher und weiblicher Selbstlegitimation und Selbstrepräsentation in der Sammlungsgeschichte gewidmet. Am Nachmittag stand in der Sektion „Sammlungen und Institutionen“ die Untersuchung des geschlechtsspezifischen Umgangs der Archive und Museen mit ihren Sammlungen und damit die Frage auf dem Programm, ob sich die Ordnung der Geschlechter in den institutionalisierten Sammlungen und ihrer musealen Präsentation abbildet.

### I. Sammlerpersönlichkeiten

Nach der Begrüßung durch *Milena Karabaic* (Landesrätin für Kultur und Umwelt des LVR), *Eckhard Bolenz* (komm. Museumsdirektor des Rheinischen Industriemuseums) und *Gabriele Dafft* (Sprecherin der Lenkungsgruppe Gender Mainstreaming) sowie der Einführung von Moderatorin *Kathy Kaaf* (Bonn) eröffnete *Tiziana Romelli* (Deutsches Historisches Institut Paris) die erste Sektion. Mit *Isabella d'Este* (1474-1539), Markgräfin von Mantua, referierte *Romelli* über ein Beispiel aus der italienischen Sammlungspraxis der Renaissance. *Isabella* gilt als eine der ersten Frauen, die sich in ihren Gemächern ein *studiolo*, einen Raum schufen, der dem Studium und der Beschäftigung mit den Künsten und der Ausstellung ihrer Sammlung gewidmet war. Zuvor waren Frauen gelegentlich als Mäzene im Bereich der Sakralkunst oder des Kunsthandwerks aufgetreten, der *studiolo* aber war bis dato ein dezidiert männlicher Raum. *Romelli* zeigte auf, dass die Markgräfin für alle von ihr beauftragten Bilder die Grundidee beisteuerte, womit das Bildprogramm – mythologische Darstellungen der menschlichen, auf Emotionen gründenden Natur – als ideelle Präsentation ihrer selbst zu deuten sei.

*Sigrid Gensichen* (Dossenheim) berichtete über eine unter einer barocken Regentschaft entstandene Sammlung. Die Markgräfin *Sibylla Augusta* von Baden-Baden (1675-1733), die eine umfangreiche Keramik- und Porzellansammlung anlegte und neben Gemälden weitere Objekte höfischer Repräsentation zusammentrug, setzte Bilder aus der Sammlung als Altarbilder in ihrer Hofkirche ein, ließ ein Lustschloss für die Porzellansammlung bauen und verfügte, dass die Sammlung nach ihrem Tod geschlossen erhalten bleiben sollte. Zahlreiche profane Bilder der Sammlung – Bilder, die zu „nackend und verführerisch“ erschienen – ließ sie um 1720/23 verbrennen. Da die Verurteilung lasziver Darstellungen eine lange kirchliche Tradition besaß, lässt sich die Bilderverbrennung im Kontext der religiösen Selbstdarstellung von *Sibylla Augusta* als fromme, gegenreformatorisch-römisch ausgerichtete katholische Landesmutter interpretieren. Die Übererfüllung des Frömmigkeitssolls könnte – so *Gensichen* – auf Schwierigkeiten hinweisen, die bei der Selbstdarstellung als weibliche Herrscherin zu Tage traten.

In der sich anschließenden Diskussion musste die Frage, ob Sammeln auch in der Alltagskultur der „kleinen“ Frau Raum fand, unbeantwortet bleiben. *Gensichen* erläuterte hierzu, dass im Barock Sammeln ausgesprochen fürstlich konnotiert war, das Sammeln bürgerlicher Frauen müsse erst noch zum Thema gemacht werden.

Über die Sammeltätigkeit von Frauen in den Naturwissenschaften informierte der Beitrag von *Johanna Geyer-Kordesch* (University of Glasgow) am Beispiel von Margaret Cavendish-Bentinck (1715-1788), der Duchess of Portland. Deren Naturaliensammlung genoss einen ausgezeichneten Ruf. Seit 1762 als Witwe selbstständig, versammelte die Duchess einen Kreis gelehrter Männer um sich. Das Sammeln – so die These *Geyer-Kordeschs* – erlaubte die Umgestaltung der Geschlechterbeziehungen ins Neutrale der Freundschaft. Bei der Besprechung von Objekten verloren Geschlechts- und Rangunterschiede ihre Bedeutung. Auffällig sei jedoch, dass – im Gegensatz zu Männern – Frauen der Natur die Leichtigkeit des Ungeordneten abgewinnen konnten und sie beim Anlegen von Sammlungen nicht ein zweites Mal erobern mussten, wie es die männlichen Strategien des Ordnen, Unterordnen und des Benennens von Objekten nach Männern bezweckten.

Der Beitrag von *Agnes Allroggen-Bedel* (Bad Ems) „Frauen unter den ‘homines illustri’“ führte zurück auf das Feld der Kunst. Gegenstand des Vortrags war eine Gruppe von Frauenporträts in der Villa Albani, einer der berühmtesten Antikensammlungen im Rom des 18. Jahrhunderts. Fünf als griechische Dichterinnen gedeutete Bildnisse waren Teil einer Galerie berühmter Persönlichkeiten der Antike, die in zwei Portiken des Casinos der Villa Albani ausgestellt und formal den großen griechischen Dichtern gleich geordnet waren. Frauen waren üblicherweise in Galerien der *homines illustri* nicht vertreten. Von Kardinal Alessandro Albani liegen keine Aussagen vor, die Aufschluss darüber geben, wie er in den Besitz der fünf Porträts kam und warum er sie in seine Galerie aufnahm.

In der nachfolgenden Diskussion wurde die Frage nach dem Ausschluss von Frauen aus den Akademien aufgeworfen. *Geyer-Kordesch* führte aus, dass die Duchess of Portland kein Interesse daran und es auch nicht nötig hatte, in den hierarchisch organisierten Akademien präsent zu sein. Man wisse jedoch, dass die Duchess betont habe, eine „gelehrte Frau“ zu sein, die sich Skandalgeschichten entziehen wollte. Ihre Witwenschaft sei von zentraler Bedeutung für die Sammeltätigkeit gewesen, da ihr diese den notwendigen Aktionsraum eröffnete. *Gensichen* verwies auf die Bedeutung des Umstands, dass das Interesse von Frauen eher ephemeren Materialien (Stickerei, Papier etc.) gegolten habe. Daher stellten Inventare eine wichtige Quellengattung dar.

## II. Sammlungen und Institutionen

Den Auftakt der Nachmittagssektion machte *Peter Honnen* (Amt für Rheinische Landeskunde) mit einem Beitrag zu der Frage „Wer sammelt wie Sprache und warum?“. Wie *Honnen* darlegte, falle auf, dass unter den Bearbeitern von Wörterbüchern, in denen sich die Arbeit der Sprachwissenschaftler niederschläge, Frauen nicht anzutreffen seien. Für diesen Befund besitze die Sprachwissenschaft keine Erklärung, zumal Studienergebnisse belegen, dass Frauen 13.000 Wörter pro Tag sprechen, Männer hingegen nur 1.300 bis 1.500. Dass männliche Autoren die in Wörterbüchern getroffene Wortauswahl prägen, habe zur Folge, dass ihre Geschlechtsgenossen in den „Wortmuseen“ besser wegkommen. Auch stelle die Sprache für Frauen wesentlich mehr, allerdings weit überwiegend negative Bezeichnungen bereit. Überkommene Geschlechterrollen seien somit in Wörterbüchern ablesbar.

*Erika Münster-Schroer* (Stadtarchiv Ratingen) untersuchte, auf welche Weise in Archiven die Ordnung der Geschlechter zum Tragen kommt. Sie zeigte auf, dass Archivarinnen und Archivare beim aktiven Akquirieren von privaten Sammlungen häufig einen größeren Gestaltungsspielraum besäßen als beim gesetzmäßig angeordneten Sammeln von Verwaltungsvorgängen. Zugleich kämen dabei ihre eigenen geschlechtsspezifischen Vorstellungen bewusst oder unbewusst ins Spiel. Am Beispiel zweier privater Sammlungen wies *Münster-Schroer* nach, dass sich die Motive von Frauen und Männern beim Aufbau einer Sammlung unterscheiden und dass die Fragen, die sie bei der Suche nach ihrer persönlichen Geschichte stellen, durch die jeweilige Lebenswirklichkeit geschlechtsspezifisch geprägt sind.

*Roswitha Muttenthaler* (Technisches Museum Wien und eXponat – Forum für Museologie und visuelle Kultur, IFF Universität Klagenfurt) eröffnete eine Folge von vier Beiträgen, die die Institution Museum in den Blick nahmen. Am Beispiel der Sammlung Haushaltstechnik referierte *Muttenthaler* zu der Frage, wie sich Doing Gender explizit und implizit im

Technischen Museum Wien manifestiert. Sie verwies darauf, dass Museen eher Spektakuläres, weniger Gleichbleibendes sammeln. Frauenarbeit (Essen, Putzen) sei charakterisiert durch Dinge, die nicht sichtbar bleiben, und beruhe eher auf unspektakulären Werkzeugen. In dem weiblich konnotierten Bereich der Haushaltstechnik werden im Technischen Museum Wien nicht nur Geräte gesammelt, sondern auch die in technischen Dingen eingeschriebenen Vorstellungen (wie sie sich z. B. über die Benennung von Geräten offenbaren) sowie Informationen zur Objekt- und Nutzungsgeschichte (Mängel, Änderungen am Gerät). *Muttenthaler* ging zudem auf Schwierigkeiten in der Museumsdokumentation ein, die daraus resultieren, dass mit der Erfassung von Objekten in Datenbanken und Klassifizierungssystemen Zugriffe stets in bestimmter Weise beschränkt werden, da vielfältige Fragestellungen nicht in die Struktur eingehen. Doch wäre auch eine Kategorienbildung nach geschlechtsspezifischen Kriterien nicht unproblematisch, da ein vermeintlich frauenspezifisches Objekt auch nach männlichen Projektionen zu befragen sei. *Muttenthaler* forderte, dass geschlechtsspezifische Merkmale für beide Geschlechter beschrieben werden müssten. Eine nicht-hierarchische Verschlagwortung könnte eventuell einen besser geeigneten Weg darstellen.

In der nachfolgenden Diskussion betonte *Muttenthaler*, dass die Überlegung einer Verschlagwortung noch am Anfang stehe. In die Ausstellungen des Technischen Museums Wien gingen geschlechtsspezifische Aspekte erst teilweise ein. Ursächlich hierfür seien auch die teils nur spärlich vorliegenden Forschungsergebnisse. *Julia Paulus* (LWL-Institut für Regionalgeschichte) gab zu bedenken, dass es immer noch nur die Frauen seien, die die Frage nach der Kategorie Gender stellten. *Claudia Klages* (Rheinisches Landesmuseum) legte dar, dass an verschiedenen Sammlungsbereichen ihres Hauses bei Männern ein größeres Interesse an einem systematischen Sammeln abzulesen sei, wohingegen sich das Sammeln von Frauen eher durch Lustbetontheit auszeichne.

Im zweiten Teil der Nachmittagssektion standen drei weitere Beiträge aus dem Museumsbereich auf dem Programm. *Petra Dittmar* (Bergisches Freilichtmuseum Lindlar) stellte die Sammlung Römer vor, eine ehemalige Fuhrmannskneipe, die komplett – Gebäude samt Inventar – in das Bergische Freilichtmuseum transloziert worden war. Die Präsentation der Gaststätte im Erdgeschoss des Hauses ist eng an die Lebensgeschichte und Mentalität des Gastwirts Fritz Römer geknüpft. Bei der erst später erfolgenden Einrichtung des Obergeschosses rückten die Frauen der Familie in das Zentrum der Präsentation. Um Informationen über ihr Leben und ihre Arbeit zu ermitteln, wurden gezielt Archivrecherchen durchgeführt und Zeitzeuginnen interviewt. Letztlich sei der gesamte Objektbestand der Sammlung Römer unter dem Genderaspekt befragt und präsentiert worden. *Claudia Gottfried* (Rheinisches Industriemuseum, Schauplatz Ratingen) ging am Beispiel der textilen Sammlung des Rheinischen Industriemuseums, die an den Standorten Ratingen und Euskirchen Kleidung von der Frühindustrialisierung bis zur Gegenwart umfasst, der Frage nach, auf welche Weise Kleidungsstücken ein Geschlecht zugeordnet wird und worauf der unterschiedliche Umgang von Frauen und Männern mit Kleidung zurückzuführen ist. *Gottfried* zeigte auf, wie einem Kleidungsstück bereits während der Herstellung durch die Auswahl von Material, Farbe und Schnitt ein Geschlecht zugeordnet wird, aber dann auch durch die Träger/innen selbst mit der Entscheidung für oder gegen ein Kleidungsstück. Darüber hinaus bilde sich Geschlecht in der Bedeutung ab, die dem Kleidungsstück zugesprochen wird – etwa aufgrund von Erlebnissen, die mit dem Tragen des Kleidungsstücks verbunden sind. Zuordnungskriterien dieser Art könnten im Museum nur bewahrt werden, wenn es gelingt, die Nutzungsgeschichte mit zu übernehmen. Eine Übertragung der eigenen Identität auf Kleidung sei häufiger bei Frauen, bei Männern nur in Bezug auf Uniformen zu beobachten. Daraus resultiere, dass sich in den musealen Sammlungen überwiegend Frauenkleidung befinde. Im RIM entfallen nur 40% auf Männer- und Kinderkleidung, wobei letztere auch über die Frauen und mit deren Erinnerungen musealisiert werde. Für Herrenkleidung gelte dies mit Ausnahme der Uniformen ebenfalls, so dass textile Sammlungen in vielfacher Hinsicht weibliche Archive der Erinnerungen seien. Insgesamt haben die Ergebnisse der Frauen- und Geschlechtergeschichte im Bereich von

Kleidung und Textilien im RIM einen hohen Stellenwert erhalten. Der Genderaspekt konnte in allen diesbezüglichen Projekten zur Leitfrage werden.

Den mit Blick auf das Ruhrgebiet interessantesten Beitrag lieferte *Magdalena Drexl* (RuhrMuseum) mit einem Vortrag über „Arbeit und Geschlecht im Ruhrgebiet. Materielle Kultur und ihre Präsentation im Museum“. *Drexl* präsentierte eine Bestandsaufnahme zu den Fragen, ob in Dauerausstellungen die Kategorie Geschlecht aufgegriffen werde, ob sie aufgegriffen werden könnte und welche Konsequenzen sich hieraus ergäben. Wie *Muttenthaler* gab *Drexl* für museale Präsentationen zu bedenken, dass viele Arbeitsbereiche von Frauen mit Dingen schwieriger darzustellen seien als die von Männern. Objekte, mit denen Frauen zu tun hatten, – bestimmt für den alltäglichen Gebrauch – verfielen stärker dem Verschleiß. Zudem waren Frauen häufig in immateriellen Bereichen tätig. In den 13 untersuchten Dauerausstellungen werden zahlreiche Themen angesprochen, die Frauen und Männer berücksichtigten, darunter die Textilindustrie, die weibliche Hausarbeit im Kontext von Küche und Wäsche, Leben und Alltag in Arbeitersiedlungen, Dienstmädchen und Frauenarbeit im Ersten Weltkrieg. Die Inszenierungen dieser Ausstellungsthemen weichen nicht stark voneinander ab und greifen nicht in die Gesamtaussage der Dauerausstellungen ein. Im Gegensatz zur Arbeit wird Freizeit (Gesangsverein, Fußball, Kneipenbesuch) eher als ein männliches Feld dargestellt. Männlichkeitsrituale und die Beziehungen von Männern untereinander werden kaum in den Blick genommen. *Drexl* zog das Resümee, dass die Ergebnisse der historischen Frauenforschung im Museum angekommen sind. In allen Dauerausstellungen würden Arbeitsbereiche von Frauen thematisiert, meist in eigenen Ausstellungsabteilungen. Zu konstatieren sei jedoch das Fehlen der Kategorie Geschlecht. So wären etwa die Beziehungen von Männern untereinander ebenso stärker in den Blick zu nehmen wie die zwischen den Geschlechtern. Außerdem ließen sich Diskurse berücksichtigen, die die Macht- und Gewaltverhältnisse legitimierten, oder solche, die den modernen männlichen Körper formten. Dies würde eine umfassendere Interpretation des gesamten Industrialisierungsprozesses erlauben. Die Hinterfragung seiner Strukturen und Ideologien habe die Frage einzuschließen, welche Geschlechterpolitik notwendig war, um den Prozess am Laufen zu halten. Zudem müssten die „Helden“ des Ruhrgebiets, die großen Unternehmerpersönlichkeiten, mit ihrem „Mut“ und „Erfindergeist“ in einen größeren Kontext gestellt werden, indem etwa die im 19. Jahrhundert einsetzenden Diskurse über die Idealisierung einer endlosen Produktivität der Natur, die Thermodynamik und die Arbeitskraft befragt würden.

Die anschließende Diskussion kreiste um die von *Julia Paulus* aufgeworfene Frage, ob eine andere Art des Ausstellungswesens begründet werden solle. *Drexl* befürwortete dies, auch wenn noch keine konkreten Umsetzungsideen existierten. Exponatbeschreibungen in Ausstellungskatalogen deuteten jedoch an, dass es entsprechende Möglichkeiten dann gäbe, wenn die Fragestellung in den Köpfen der Bearbeiterinnen und Bearbeiter sei.

In einem etwas isoliert stehenden Abschlussvortrag präsentierte *Alma-Elisa Kittner* (FU Berlin) unter dem Titel „Wunderkammer der Weiblichkeit – Sammeln als Selbstentwurf bei Annette Messenger“ ein Konzept des Sammelns als künstlerische Strategie. Die französische Künstlerin Annette Messenger machte im Jahr 1973 ihre Wohnung zum Schauplatz zweier Identitäten (als Künstlerin und als Sammlerin), die sie wie ein Doppelleben inszenierte. Indem die Sammlerin Messenger im Rückgriff auf die alte Form der Wunderkammer ein Bildarsenal massenmedial produzierter Stereotypen von Weiblichkeit in enzyklopädischer Breite zusammentrug, ironisierte sie den männlich konnotierten Sammlermythos, der eine Einheit zwischen Sammler und seinen Dingen unterstellt, und karikierte die Vollständigkeitsobsession des Sammelns.

Insgesamt gesehen konnten die Vorträge eindrucksvoll aufzeigen, dass die Kategorie Geschlecht für die Thematik des Sammelns in vielerlei Hinsicht von Belang ist, auch wenn noch ein erheblicher Forschungsbedarf besteht. Insbesondere die Frage nach möglichen Unterschieden weiblichen und männlichen Sammelns bedarf einer breiteren Basis an Fallstudien, um fundierte Aussagen zu den geschlechtsspezifischen Charakteristika treffen zu können. Mit Blick auf die institutionellen Sammlungen bleibt zu beobachten, inwieweit es der Frauen- und Geschlechtergeschichte gelingen wird, nicht nur in einigen weiblich konnotierten Sammlungsbereichen, sondern umfassender und grundsätzlicher Eingang in Sammlungsstrategien und in museale Präsentationen zu finden.